Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 250. **Montag** den 18. Mai 1896. 90. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. Mai.

Die herausfordernde Antwort, die der Hofprediger a. D. **Stöcker** auf das Telegramm des Kaisers an den Geheimrath Hinzpeter veröffentlicht hat, veranlaßt die „Köln. Volksztg." zu folgender Ausführung:

„So weit sind wir jetzt gekommen. Der Kaiser polemisirt in einem Telegramm mit seiner persönlichen Unterschrift gegen einen Hofprediger a. D., und dieser antwortet in der „Deutsch. Evang. Kirchenzeitung", es werde dem Kaiser den „Thatsachen gegenüber" schwer werden, sein „Wort aufrecht zu erhalten". Die „Post" erklärt, die Veröffentlichung des Telegramms sei vom Kaiser anbefohlen, Herr Stöcker schreibt, die Veröffentlicher hätten „dem Vaterlande und der Monarchie keinen guten Dienst erwiesen". Solche Dinge sind bis jetzt in Preußen nicht erhört gewesen. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß eine derartige Polemik zwischen Kaiser und Unterthan, und wenn der Kaiser auch tausend Mal Recht hätte, immer der Autorität des Kaisers abträglich ist. Fürst Bismarck hat wiederholt versuchten, daß ein Monarch offen mit seiner Ansicht hervortreten solle, damit er nicht erscheine als „über den Wolken schwebend", sondern als eine concrete Persönlichkeit mit energischem Wollen. Wie Figura zeigt, hat auch diese Sache ihre zwei Seiten. Wohin soll es führen, wenn bald von dieser, bald von jener Seite gegen den Kaiser öffentlich polemisirt wird? Es kommt nur darauf an, daß der Gegner geschickt seine Worte wählt und jede unmittelbare Beleidigung der Majestät vermeidet, so wird er an den kaiserlichen Kundgebungen die bitterste Kritik üben können. So wird bald von der einen, bald von der andern Seite an der monarchischen Autorität gebröckelt, und wer der lachende Dritte ist, möge man in der Redaction des „Vorwärts" erfragen. Diese Erwägungen werden dazu beitragen, die Logik des „Mitreichskanzlers" als nicht „zweifelsohne" erscheinen zu lassen. Fürst Bismarck hat oft genug Kaiser Wilhelm I. vorgeschoben, um sich selbst zu decken; dieser aber, dessen Neigungen das doch nicht ganz zu entsprechen schien, sprach sich dabei immer sehr zurückhaltend aus. Sein kaiserlicher Enkel sagt offen, was er denkt, und so sehr das menschlich auch zu schätzen ist, so wird Jedermann doch das schwere Bedenken fühlen, wenn er sich Antworten geben lassen muß, wie jetzt von Stöcker. Man täusche sich nicht über die Wirkungen solcher Polemik. In der Seele des gemeinen Mannes sinkt dadurch der Respect vor der kaiserlichen Machtfülle ganz bedeutend. Der Nachahmungstrieb ist zu mächtig, man gewinnt dadurch den Muth, in Fällen der Nichtübereinstimmung mit dem Kaiser seiner Meinung ebenso rücksichtslos Ausdruck zu geben. Eine solche Polemik gegen den Monarchen ist unmöglich, wenn der Kaiser Das, was er denkt, durch einen Minister sagen läßt. Die Reptil muß sich dann gegen den Minister kehren, der es besser vertragen kann. Die Minister haben auch die Aufgabe, für den Kaiser in die Bresche zu treten und für ihn gewissermaßen als „Kugelfang" zu dienen. Es liegt uns fern, dem Kaiser unsere Rathschläge aufdrängen zu wollen. Er weiß selber, was er zu thun hat, und sein Recht zur freien Meinungsäußerung, das der geringste seiner Unterthanen besitzt, ist unbestreitbar. Als monarchisch und patriotisch fühlende Deutsche drängt es uns aber, auf Erscheinungen aufmerksam zu machen, die nur für die Revolution und ihre Jünger günstig wirken. Haben wir solche Bedenken im Interesse der Dynastie vorgebracht, so haben wir unserer Pflicht genügt. Wer aber, wenn er Uebles kommen sieht, kaltblütig schweigt, kann kein „getreuer Eckart" sein."

Die ultramontane Presse in der Rolle des „getreuen Eckart" zu sehen, ist allerdings neu. Die „Köln. Volksztg." verleugnet aber auch in dieser Rolle ihren alten Charakter nicht, der sie von jeher angetrieben hat, den Fürsten Bismarck für Alles verantwortlich zu machen, was ihr mißfällt. So wird ihm auch diesmal untergeschoben, es sei im Grunde sein Werk, daß Herr Stöcker in die Lage gekommen ist, gegen ein Kaiserwort zu polemisiren. Der Zweck dieser Unterstellung braucht wohl nicht klargelegt zu werden. Wohl aber ist es am Platze, daran zu erinnern, daß weder Kaiser Wilhelm I. der Monarch war, der sich von irgend einem Menschen „vorschicken" ließ, um ihn zu decken, noch daß Fürst Bismarck jemals den Kaiser zu seiner Deckung zu benutzen versucht hat. Wenn er eine Kundgebung des Kaisers provocirte, so geschah dies lediglich, um einem großen Gedanken, der in Acte der Gesetzgebung umgesetzt werden sollte, mehr Gewicht beim deutschen Volke zu geben. Handelte es sich dann um die Ausführung, so trat er als verantwortlicher Leiter der Politik hervor und sorgte dafür, daß die gegen diese Ausführung zielenden polemischen Pfeile auf seine eigene Brust sich richteten. Lediglich dem Abgehen von dieser Bismarck'schen Praxis ist es zuzuschreiben, daß der Kaiser sich genöthigt sah, sich über die Thätigkeit des Herrn Stöcker zu äußern. Fürst Bismarck würde, wenn er noch im Amte wäre, längst mit dem Kaiser über die Nothwendigkeit, jener Thätigkeit eine Schranke zu setzen, sich verständigt und — wenn er überhaupt eine Kundgebung des Monarchen für nöthig erachtet hätte — dafür gesorgt haben, daß das kaiserliche Telegramm Anlaß zu polemischen Auseinandersetzungen nicht hätte geben können und diese lediglich auf die Schritte gelenkt worden wären, die das preußische Ministerium an die kaiserliche Kundgebung zu knüpfen sich veranlaßt gesehen hätte. Wenn also die „Köln. Volksztg." wirklich den „getreuen Eckart" des Kaisers spielen will, so entsage sie der Gepflogenheit, den Fürsten Bismarck zu verdächtigen, und empfehle statt dessen den jetzigen Rathgebern des Kaisers, dem Beispiele des Fürsten zu folgen.

Am Sonnabend Abend veröffentlichte der „Reichs- und preußische Staatsanzeiger" mehrere ältere Schreiben des preußischen Domainenministers an den Handelsminister, aus denen nach der Ansicht des Handelsministers hervorgehen soll, daß die Domainenverwaltung die Firma Stantien & Becker, die Pächterin des **Bernsteinregals** in Ostpreußen, nicht begünstigt und die inländische Bernsteinindustrie nicht geschädigt, wohl aber die Staatsinteressen auf das Strengste gewahrt habe. Das Letztere ist zweifellos richtig, und was die beiden ersten Feststellungen angeht, so ist anzuerkennen, daß die Begünstigung der Firma und die Schädigung der Bernsteinindustrie erst später als Folgen des mit Stantien & Becker abgeschlossenen Vertrags sich herausgestellt haben, aber weder das Eine, noch das Andere beim Vertragsabschlusse vorausgesehen werden mußte, geschweige denn beabsichtigt war. Im „Reichs-Anzeiger" wird auch bestritten, daß die Regierung der Firma ein förmliches „Monopol" eingeräumt habe. Das ist auch richtig, will aber gar nichts besagen, denn der preußische Domainenminister von Heyden hat schon vor zwei Jahren im Abgeordnetenhause anerkannt, daß Stantien & Becker ein thatsächliches Monopol besitzen. Das der Veröffentlichung im „Reichs-Anz." auf dem Fuße folgende begründete Urtheil hat dieselbe Auffassung und stellt fest, daß Becker das Monopol in rücksichtslosester Weise ausgebeutet und dadurch die deutsche Bernsteinindustrie zum Theil vernichtet habe. Die preußische Regierung hat also, indem sie sich mit Becker einließ, Unheil angerichtet, ohne es zu wollen freilich, aber immerhin Unheil angerichtet. Da entsteht die Frage, ob sie die volkswirthschaftlichen Nachtheile des Vertrages rechtzeitig gewürdigt hat — Anlaß dazu hatten ihr Abgeordnete aller Parteien geboten —, und die weitere Frage, ob sie Alles gethan hat, um den Schaden so weit wie möglich gut zu machen. Sie war durch Vertrag gebunden. Aber Stantien & Becker haben zwar die besten Fundorte von Bernstein im Besitze, jedoch nicht alle. Man hätte ihr also Concurrenz bereiten lassen können. Der Landwirthschaftsminister v. Lucius wollte das nicht aus fiscalischen Rücksichten, denn Stantien & Becker brachten der Staatscasse reiche Erträgnisse. Das war kurzsichtig. Schlimmer aber war, daß, als man doch dem Gedanken der Anlegung eines Bergwerks näher getreten war, Stantien & Becker dies laut einem Promemoria der Königsberger Regierung zu verhindern wußten. „Trotzdem", sagte der Vertheidiger im Stolper Proceß mit Grund, „hielt die Regierung ihre schützende Hand über das Monopol der Firma." Der Vertheidiger hat das Unerfreuliche der in diesem Proceß zu Tage tretenden Thatsachen mit der Bemerkung: „Ich war immer der Meinung, die Regierung habe nicht blos den Geldpunct, sondern auch die sittliche Seite der Verträge zu prüfen", treffend bezeichnet. Die preußische Regierung hat des Geldes viel zu viel hingenommen von einer Persönlichkeit, die wohl auch sie erst aus dem Proceß kennen gelernt hat, von der sie aber schon vorher wissen mußte, daß sie sich wenig anständiger Mittel zur Vermehrung ihres Reichthums, sowie zur Niederhaltung der Concurrenz bedient, anmaßend gegen Staatsbeamte ist und diese selbst nicht mit schweren Verleumdungen verschont hat. Es ist das Beste an der Stolper Verhandlung, daß die Beamten rein aus ihr hervorgegangen sind; Herr Becker hat mit einer Macht geprahlt, die er nicht besaß. Aber seine Aeußerungen sind so niedrig beschimpfend nicht nur gegen die Beamtenwelt, sondern auch gegen die deutschen Zustände überhaupt, daß man es sehr bedauern müßte, wenn sich keine Handhabe fände, um diesen abgewiesenen Läger auf die Anklagebank zu bringen. Seine frechste Aeußerung: „Ich habe mich überzeugt, daß die Verhältnisse bei uns um kein Haar besser sind, als in Rußland, für Geld ist Alles bei uns zu haben", datirt aus dem Jahre 1884, ist also längst verjährt. Aber es wäre sehr wünschenswerth, wenn die preußische Regierung einen kleinen Theil des ungeheueren Eifers, den sie auf das Zusammenbringen des Materials für den Frankfurter Fahrkartenproceß verwenden ließ, der Ermittelung der strafgerichtlich nach greifbaren Leistungen des Herrn Becker zuführte.

Mit der Bestätigung des antisemitischen Wiener Bürgermeisters Strobach durch den Kaiser von **Oesterreich** dürfte eine neue Epoche des Parteilebens nicht nur in Wien, sondern in ganz Cis-Leithanien beginnen. Die Frage ist, ob das Cabinet Badeni den Umschwung lange überleben wird. Jedenfalls ist seine Lage eine schwierige geworden. Nachdem Graf Badeni im vorigen Herbst so nachdrücklich gegen die Wiener antisemitische Demagogie und gegen eine Bürgermeisterschaft ihres Führers Lueger Stellung genommen hatte, glaubte die vereinigte deutsche Linke um so bestimmter auf eine consequente Haltung der Regierung rechnen zu können, als das Cabinet in seiner Programmerklärung sich als eine Regierung der starken Hand eingeführt und die Führung des öffentlichen Geistes für sich in Anspruch genommen hatte. Diese Erwartung ist hinfällig geworden durch die Ehrung, die dem Führer der Wiener Demagogie mit der Audienz beim Monarchen zu Theil wurde, und durch die Thatsache, daß nun doch im Wiener Gemeinderathe ein antisemitisches Regiment aufgethan wird. Diese Thatsachen stehen mit den vorjährigen Regierungserklärungen in einem solchen Widerspruche, daß das Vertrauen der Ver. Linken in die Festigkeit und Consequenz des Cabinets in die Brüche gehen mußte. Das Ergebniß der Debatte im Club der Linken war denn auch eine in diesem Sinne gehaltene Erklärung, aber die Partei unterließ es, daraus die vollen Consequenzen zu ziehen. Mittlerweile hatte nämlich die Regierung hinter den Coulissen ihre Entschuldigung vorgebracht. Die Berufung Lueger's zum Kaiser ist, wie sogleich vermuthet worden war, gegen die Absichten des Cabinets auf Grund einer persönlichen Entschließung des Monarchen erfolgt. Ein namhafter Theil der Vereinigten Linken ist aber der Ansicht, daß der Hinweis auf den Befehl des Monarchen die Regierung in einem solchen Falle nicht decken könne, da sie durch ihr Programm verpflichtet war, eine derartige kaiserliche Entschließung hintanzuhalten. Einen Augenblick trat sogar die Gefahr einer Parteispaltung in den Gesichtskreis; eines der hervorragendsten Mitglieder der Linken, der Abg. Sueß, konnte nur mit Mühe von der Absicht, die Partei wegen ihrer schwächlichen Haltung gegenüber der Regierung zu verlassen, abgebracht werden. Die Lage ist eine gespannte, zumal da in den deutschliberalen Wählerkreisen die Stimmung der Unzufriedenen im Club der Linken vielen Anklang findet. So haben die deutschen Vereine in Prag und Znaim Kundgebungen beschlossen, worin die Linke aufgefordert wird, keine Rücksichten auf die Regierung mehr zu nehmen, und in Wien hat der Wiener Bürgerclub an die Linke die Aufforderung gerichtet, von der Regierung Aufklärungen über ihre geänderte Haltung in der Wiener Bürgermeisterfrage zu verlangen. Wie man sieht, hat die Lösung dieser Frage das freundliche Verhältniß der Vereinigten deutschen Linken zum Cabinet Badeni in das Gegentheil verkehrt. Dem letzteren dürften daraus ernste Schwierigkeiten erwachsen.

In **Frankreich** hat die Nachricht von der beabsichtigten Entsendung **englisch-indischer** Truppen nach Suakim lebhafte Aufmerksamkeit hervorgerufen. Es herrscht dort die Ansicht vor, daß ein derartiges Vorgehen Englands, welches die Besitzergreifung eines Ortes, der nach dem Wortlaute der internationalen Verträge nicht egyptisches, sondern türkisches Gebiet ist, bedeuten würde, einen ernsten Charakter an sich trüge. Ein solches Ereigniß müßte, wie man betont, bei jenen Regierungen, welche noch an dem Principe der Integrität der Türkei festhalten, Widerspruch hervorrufen. Die öffentliche Meinung Frankreichs, welche die colonialen Bestrebungen der Republik im Sudan und am Congo mit leidenschaftlicherem Interesse verfolgt, wird naturgemäß von den England zugeschriebenen Plänen beunruhigt, da diese dahin zielen würden, die Quellen des Nil in den Besitz Großbritanniens zu bringen, die französischen Bestrebungen in Afrika zu unterbinden und die Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse in Egypten zu bewirken. Wie groß nun auch die Beunruhigung gewisser französischer Kreise über die erwähnte Nachricht sein mag, so überwiegt doch die Ansicht, daß die französische Regierung eine isolirte Action zur eventuellen Verhinderung der angedeuteten Gefahren nicht einleiten sollte. Man glaubt vielmehr, daß die Fragen, welche durch die anglo-egyptische Expedition nach dem Sudan aufgeworfen wurden, nur durch ein gemeinsames Vorgehen der Mächte einer befriedigenden Lösung zugeführt werden können. Die französische Regierung hat bisher mit Bezug auf diese Angelegenheit noch keine entscheidenden Beschlüsse gefaßt, dieselben werden aber, nach den in Betracht kommenden Interessen Frankreichs zu schließen, sich kaum auf einer anderen Basis als der angedeuteten bewegen.

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

14] Roman aus dem Englischen von L. Bernfeld.

(Nachdruck verboten.)

„Darf ich fragen, ob Sie mit einem Male vollständig den Verstand verloren haben, Helene Greville?" rief der Capitain Seudamore im Tone des höchsten Erstaunens aus. „Sagen Sie mir um Himmelswillen, worüber sind Sie so furchtbar aufgeregt? Auf welches Brillanthalsband spielen Sie an? Und weshalb glauben Sie, daß ich ein solches im Geheimen bei mir trage? Ich verstehe Sie nicht?"

„Ich habe meinen Verstand nicht verloren," rief Helene leidenschaftlich, „obgleich ich mich nicht wundern würde, wenn dem so wäre. Ich bin die einzige Person in der Welt, welche Sie wirklich kennt, Philipp — kennt, wie Sie sind, nicht, wie Sie zu sein scheinen! Und darum können Sie mich nicht täuschen! Ich sage Ihnen weiter nichts, als daß Beatriz Hopley's Brillanthalsband heute Nacht aus ihrem Zimmer entwendet worden ist!"

Er zuckte sorglos die Achsel.

„Das thut mir leid," sagte er leichthin, „aber wollen Sie mir nicht sagen, was das mit mir zu thun hat? Was geht die Sache mich an?

„Alles — da Sie, wie ich vermuthe, mehr davon wissen, als irgend ein Anderer! Sie sind es gewesen, der Beatriz veranlaßt hat, den Schmuck abzulegen! Und was hatten Sie heute Nacht in Beatriz Zimmer zu thun? Wie? Sie haben mir freilich eine bunte Geschichte von Miß Harnaß erzählt, aber ich glaube Ihnen nicht, daß Miß Jane mit Ihnen dort oben war! Und wie schrecklich haben Sie mich bedroht, um das Versprechen von mir zu erlangen, nichts von Ihrer Anwesenheit dort oben zu verrathen!"

Philipp's Gesicht überzog sich mit dunkler Röthe.

„Es ist wirklich unglaublich, wie Sie es wagen können, mich so herauszufordern! Hören Sie, Helene Greville" — er ergriff sie ungestüm bei der Hand und zog sie nach dem nahen Abhang hin — „sehen Sie diesen Abgrund, an dem wir stehen? Blicken Sie hinab. — Es sind wohl hundert Fuß oder mehr bis zu dem rauschenden strömenden Fluß dort unten! Wer will mich hindern, Sie in diese Untiefe hinabzustürzen? Ihre geschwätzige Zunge würde dann für immer verstummen!"

Schaudernd wandte sich Helene ab.

„Sie wollen mich tödten, Philipp!" stammelte sie, an allen Gliedern zitternd und todtenbleich auf ihn hinstarrend.

„Ha, wie Sie zittern! Wie feige Sie sind! Und doch wagen Sie, mir ins Gesicht zu sagen, ich sei ein Dieb!"

Für einen Augenblick wurde sie wankend. Sein Aerger und seine Entrüstung — selbst seine Drohungen, so furchtbar dieselben auch waren, trugen den Anschein der Wahrheit. Vielleicht hatte sie ihm dennoch mit ihrem schrecklichen Argwohn Unrecht gethan und er war unschuldig.

„That ich Ihnen Unrecht, Philipp, so vergeben Sie mir. Alles deutete auf Sie hin. Ich wußte, daß Sie sich in Geldverlegenheit befanden, ich sah Sie eben auf dem Corridor aus Beatriz Zimmer kommen, und sollte glauben, daß dies ein bloßer Zufall gewesen wäre? Wer anders konnte denn das Halsband genommen haben, da, wie es scheint, nur Sie allein wußten, daß Beatriz dasselbe abgelegt und in ihrem Zimmer verwahrt hatte."

„Ah — hat sie das gesagt?" sagte er plötzlich nachdenklich werdend, „hm, ich könnte eine andere Geschichte erzählen!"

„So wissen Sie etwas über den Dieb?" rief Helene eifrig.

„Ich weiß Folgendes: Ich sah das Mädchen Miß Hopley's, kurz bevor ich Sie traf, aus dem Zimmer ihrer Herrin kommen!"

„Das nette junge Mädchen! Ach, sie ist ja schon seit Jahren bei der Familie Hopley, Beatriz schätzt sie sehr! Nein, ich glaube keinen Augenblick, daß Karoline jenes Halsband genommen hat!"

„Sie scheinen es leichter von mir zu glauben, aber ich bin überzeugt, daß Karoline die Diebin ist und werde heute Abend nach Highmoor hinüberkommen, um den Beamten mein Zeugniß in dieser Hinsicht zur Verfügung zu stellen."

Helene schwankte noch immer. Seine Sicherheit war so groß, seine Kaltblütigkeit so erstaunlich, sein ganzes Auftreten so ruhig und selbstbewußt, daß sie nur annehmen konnte, sich getäuscht zu haben und zu voreilig in ihren Folgerungen gewesen zu sein. Sie versuchte, sich zu entschuldigen und bat ihn, ihr zu verzeihen.

„Ich werde Ihnen dies niemals verzeihen", sagte er kühl, „es giebt gewisse Dinge, für die keine Verzeihung möglich ist."

„Das thut mir sehr leid, noch mehr aber bedauere ich es, daß der Verdacht sich gegen das Mädchen richten soll; ich weiß, daß Beatriz es sehr schätzt", sagte Helene nachdenklich.

„Das kann gar nicht in Betracht kommen! Ich werde einfach meine Pflicht thun und der Wahrheit die Ehre geben. — Und nun kehren Sie nach Highmoor zurück. Dieser Fußweg wird Sie, wenn Sie sich etwas links halten, in kürzester Zeit ans Ziel führen. — Und Helene — Eines will ich Ihnen noch sagen: Wenn Sie schweigen und Niemanden verrathen, daß Sie mich gestern dort oben in dem Corridor gesehen haben, so will ich versuchen, Ihnen den häßlichen und grausamen Verdacht, den Sie gegen mich hegten, zu vergeben! Sprechen Sie darüber — um so schlimmer für Sie!"

Diese letzten Worte machten ihr Alles wieder klar. Wie konnte es nur möglich sein, daß sie sich in solcher unbegreiflichen Weise hätte täuschen lassen! Helene verfolgte den Weg heimwärts, mehr als je überzeugt, daß ihre erste Ansicht die richtige gewesen war.

XII.

Als Beatriz die Schublade ihres Toilettentisches öffnete, und das Halsband, welches sie erst vor kurzer Zeit abgelegt hatte, nicht mehr darin vorfand, starrte sie einige Augenblicke sprachlos auf den leeren Platz. Sie hatte ihr Gesellschaftskleid bereits abgelegt und sich von Karoline das Haar für die Nacht ordnen lassen. Das Mädchen war im Zimmer anwesend und beschäftigt, einige Garderobestücke Beatriz' zusammenzufalten.

„Wünschen Sie noch etwas, gnädiges Fräulein?", fragte Karoline, im Begriff das Zimmer zu verlassen.

Beatriz wandte sich um, so daß der volle Schein der Lampe auf das Gesicht des Mädchens fiel.

„Sind Sie heute Abend hier oben in meinem Zimmer gewesen, Karoline — ich meine, seit dem Beginn des Tanzes?"

„Nein, gnädiges Fräulein. Ich hätte eigentlich hinaufgehen müssen, um ein wenig aufzuräumen, doch ich habe Alles über dem Vergnügen des Zuschauens unten vergessen, ich hoffe, daß Sie mir darum nicht böse sind."

„Es ist gut, Sie können jetzt gehen."

Das Mädchen verließ das Zimmer. Nicht der leiseste Schimmer von Verwirrung oder Schuldbewußtsein war auf ihrem Antlitz zu lesen.

Als Beatriz allein war, zog sie die Schublade vollständig aus dem Tische heraus und unterwarf dieselbe mit möglichster Ruhe und Selbstbeherrschung einer sorgfältigen Prüfung. Der Kasten war mit Taschentüchern angefüllt und sie erinnerte sich ganz genau eines besonderen Taschentuches mit blauem Rand, auf welches sie das Halsband gelegt hatte. Der Schmuck war fort. Beatriz blickte hinter die Schublade, um zu sehen, ob das Gesuchte vielleicht auf irgend eine Weise dort hinausgefallen sei, sie öffnete das Sammetetui, welches auf dem Ankleidetische stand — es war leer. Nach sorgfältigem Suchen an allen nur erdenklichen Plätzen im Zimmer, wohin sie das Halsband vielleicht zufällig selbst hätte hinlegen können, kam sie zu dem Schluß, daß es wirklich fort wäre und daß es von irgend Jemandem entwendet sein mußte.

Zitternd setzte sie sich endlich nieder. Der Verlust des Halsbandes berührte sie weniger, als der peinliche Gedanke, daß Jemand während ihrer Abwesenheit das Zimmer betreten habe, um sie zu berauben, andererseits wußte sie aber auch, daß ihr Vater über den Verlust des werthvollen Schmuckstücks sehr aufgebracht sein und sie wahrscheinlich ernstlich tadeln würde, daß sie so sorglos mit demselben umgegangen sei. Doch war dies der geringere Kummer, den sie empfand. Was sie schwer beunruhigte, war die nicht zu beantwortende Frage: Wer konnte den Schmuck genommen haben?

Ihr besseres Gefühl verwarf augenblicklich den Gedanken an ihr Mädchen. Karoline war bereits mehrere Jahre bei ihren Eltern, sie war ein gutes, brauchbares, wenn auch vielleicht etwas flüchtiges, junges Mädchen, aber ohne Frage von der größten Ehrlichkeit und ihrer jungen Herrin treu ergeben. Beatriz dachte an die verschiedenen männlichen Angestellten des Hauses, an die Jäger und Arbeiter, welche bei den Vorbereitungen zu dem gestrigen Feste herangezogen worden waren, an die ältliche Schottin, welche zur Bedienung von Miß Harnaß da war; doch wie sie auch nachgrübeln mochte, es schien sich nicht der geringste Ausweg aus diesen Schwierigkeiten finden zu wollen. Einmal sogar durchzuckte sie die Erinnerung an die sonderbare Art und Weise, in welcher Philipp, als sie nach ihrem Zimmer ging, um die von ihm beanstandeten Brillanten abzulegen, hinter ihr die Treppe hinaufgeeilt war, der Gedanke kam ihr mit überwältigender Macht und ein ihr sich aufdrängender Verdacht ließ fast das Blut in ihren Adern erstarren.

„O nein, nein, nein!" rief sie laut, erhob sich hastig und ging in höchster Erregung im Zimmer auf und nieder, bemüht, diesen furchtbaren Gedanken zu verbannen."

„Es ist das Werk von erfahrenen Dieben, das ist gar kein Zweifel, ein Anderer kann den Raub nicht ausgeführt haben. Es ist heute Nacht hier eingebrochen worden — und Gott im Himmel — sie haben vielleicht noch mehr gestohlen — das Silbergeschirr — die Räuber sind vielleicht gar noch

SLUB
Wir führen Wissen.